

Auf der Suche nach der Stadt, in der Gott nahe ist.
Zum Profil der City-Kirchen-Arbeit

Vortrag von Hans Werner Dannowski, Stadtsuperintendent i.R. (Hannover), gehalten auf der
Landessynode 2002 in Bad Neuenahr am 8. Januar 2002

(Text ist gescannt; Scannfehler bitten wir zu entschuldigen)

Die City-Kirchen-Arbeit hat hohe Konjunktur. Von den 10 Bänden unserer Reihe "Kirche in der Stadt" war der City-Kirchen-Band am schnellsten, sozusagen im Handumdrehen, vergriffen. Als Fremder in einer fremden Stadt merkt man am deutlichsten, wie viel an einer solchen Arbeit hängt. Zutiefst bin ich davon überzeugt, dass die City-Kirchen-Arbeit - wie es Ihre Synodalvorlage betont - ein "Lernfeld für die ganze Kirche" ist. Das Profil von Kirche wird entscheidend dadurch mitgeprägt; allerdings nur, wenn wirklich die ganze Kirche dahintersteht. Insofern ist es ein wichtiges Ereignis, dass sich eine ganze Synode gerade diesem Thema stellt. Meine eigene Aufgabe sehe ich darin, den Hintergrund der Synodalvorlage, die ich voll und ganz akzeptieren kann, zu präzisieren und an der Profilierung der City-Kirchen-Arbeit meinen Beitrag aus einer langjährigen Erfahrung heraus zu leisten.

1.

Lassen Sie mich mit einem Beispiel aus der Stadt, aus der ich komme, aus Hannover beginnen. Nicht nur die Orte, habe ich daraus gelernt, das Umfeld, in dem eine Kirche liegt und lebt und arbeitet - Nein, auch die Zeiten sind für eine City-Kirchen-Arbeit wichtig. Da liegt in dem ersten Kreis, der sich um die Innenstadt Hannovers im 19. Jahrhundert herumgelegt hat, in der Zeit der Industrialisierung und der Gründerzeit, die Apostelkirche in der List. Eine der stilreinsten und schönsten neugotischen Kirchen in Hannover ist die Apostelkirche. 1880/84 ist sie erbaut und nur wenig seitdem verändert. Unzählige Male bin ich zornig um die von Autos geradezu eingemauerte Kirche herumgestrichen. Sie war immer zu. Nur durch Spezialverabredungen und Spezialführungen bin ich hineingekommen. Sicher hat es dort Gottesdienste gegeben, Gemeindegänge, Gemeindearbeit. Aber für das gesamtstädtische Bewusstsein war diese imposante, immerhin an der breiten Celler Straße gelegene Kirche nach meinem Eindruck so gut wie nicht vorhanden.

Da ist im Jahr 2000 für fünf Monate die EXPO in Hannover. Und da kommt ausgerechnet diese Gemeinde für die EXPO-Zeit auf die verrückte Idee, unter der Thematik "Mensch - Natur Technik" den Garten Eden in ihre Kirche hineinzupflanzen. Ein Gartenbauarchitekt macht den Entwurf. Das Diakonische Werk betreut das Projekt mit Langzeitarbeitslosen. Der Kirchenvorstand diskutiert das Vorhaben über Monate gründlich, und er zieht an einem Strang. Potentiale sind auf einmal da, die man nie vermutet hätte, bis über die Kräfte werden alle in Anspruch genommen.

Nun wird in der Kirche nicht nur vom Garten Eden gepredigt, nun ist er - zumindest in sinnlichem Gleichnis - da. Bäume und Sträucher wachsen, tropische Pflanzen sind darunter. Eine Wiese ist da und ein Sandkasten, die Kirche ist in Zonen aufgegliedert. Unter der Kanzel plätschert Wasser aus Röhren, das 'Wasser des Lebens' ist wörtlich genommen. Vogelstimmen sind in der Luft. Die berühmten Haseschen Emporengänge sind zu Knüppelwegen geworden, auf denen man wenigstens auf einer Seite die Kirche umrunden kann. Aus dem Grün der Bäume ragt der Altar mit dem gekreuzigten Christus heraus. Und die Leute kommen und strömen in die Kirche, Einzelne, Schulklassen, Kindergärten, Gruppen. Menschen kommen

immer wieder, vom frühen Morgen bis zum frühen Abend ist die Kirche offen, bis zu 1000 Menschen werden an einem Tag gezählt. Ein Gästebuch nach dem anderen wird vollgeschrieben. Als ich die Kirche das erste Mal besuche, ist gerade das fünfte aufgelegt. Eintragungen noch und noch. "ich bin es schon wieder, Katharina". - "Eine Oase der Ruhe und des Glücks in Einheit mit Gott. Wunderbar." - "So eine schöne Kirche habe ich noch nicht gesehen." - "Einfach super - warum kann es solche Kirchen nicht immer geben?" . "Da würde ich direkt mal wieder zum Gottesdienst gehen."

Der Pastor kann sich nicht retten vor Taufanfragen, vor allem Kirchenferne scheinen es zu sein, er muss sie vielfach an andere Kollegen und Kirchen weitergeben. Viele 5-7Jährige sind unter den Getauften. Und da sitzen an einem Mittwochnachmittag 70 bis 80 Menschen in der Kirche, sitzen unter und zwischen Bäumen, Palmen, Pflanzen. Auf die Lichtung des Mittelschiffes sind auf den Rindenmulch Stühle gestellt, die Landesbischöfin legt den 6. Tag des Schöpfungsberichts aus 1. Mose 1 aus und berührt in der Frage, was denn der Mensch sei, die aktuellsten Fragen der gegenwärtigen Diskussion. Ob es denn wirklich so sei, dass die GenForscher die Sprache Gottes entschlüsselt hätten, weiche Rolle die Wirtschaft in der GenFoschung spiele, wie es mit der Überbevölkerung der Erde weitergehe. Auch die schwierige Frage nach dem Schwangerschaftsabbruch kommt zur Sprache. Es ist eine dichte Aufmerksamkeit in der Kirche, das Plätschern des Wassers unter der Kanzel zieht leise durch den Raum.

Man wird ein solches Beispiel auf seine Bedingungen, Möglichkeiten, Hintergründe und Perspektiven analysieren müssen, und ich werde am Ende dies einen Augenblick lang auch noch tun. Aber zunächst einmal, hier am Anfang, mag es zur Klärung des verschwommenen Begriffs der City-Kirche dienen. Zu der Definition von City-Kirchen gehören, wie schon kurz angedeutet, neben den Räumen und Orten auch die Zeiten mit dazu. Da gibt es die City-Kirchen in Permanenz. Das sind die - oft großen - Innenstadtkirchen, die das Gesicht einer Stadt prägen. Eben die Kirchen, die in den Cities liegen, in denen kaum noch jemand wohnt, aber die am Alltag und vielleicht auch am Sonntag voll von Menschen sind. City-Kirchen-Arbeit in Permanenz, das sind natürlich auch die Begegnungsläden der Kirchen, die Kirchenpavillons, die Kirchencafés, die Diakonieläden, das ganze Seelsorge-Netz der Kirche. Wie sähe das Gesicht der Stadt aus, wenn es all dies nicht gäbe? Aber daneben, und das scheint mir nicht weniger wichtig zu sein, und dies zeigt das Beispiel der Apostelkirche in Hannover, gibt es die CityKirchen-Arbeit als Projekt. City-Kirchen-Arbeit auf Zeit sozusagen, in der die gesamtstädtische Bedeutung dieser Kirche oder dieser Arbeit auf einmal hell und deutlich ins Bewusstsein tritt. Auf Dauer kann dies eine solche Gemeinde gar nicht leisten, und dies wird auch niemand von ihr verlangen. Aber ich wage die steile Behauptung, dass nur, wenn potentiell jede Gemeinde in einem größeren Verbund - auch wenn es eine Kleinstadt oder eine Großgemeinde ist - die geistige und geistliche Herausforderung sieht, auf Zeit -vielleicht auf ganz begrenzte Zeit - ihren Part in einem gesamtstädtischen Gefüge zu spielen Dass man nur dann von einer umfassenden City-Kirchen-Arbeit in dieser Stadt sprechen kann. Ich stehe also der These, dass die Parochialgemeinden die einen Milieus bedienen und die City-Kirchen die anderen, sehr skeptisch gegenüber. Natürlich werden sich Schwerpunkte in bestimmten Milieus ganz selbstverständlich ergeben. Aber wir leben in einem gesamtstädtischen Kontext, den ich gleich näher beschreiben werde, und nur darin ist die Arbeit der Kirche auch eine Arbeit für die Stadt und ihre Menschen. Für beide, für die City-Kirchen-Arbeit in Permanenz und für die City-Kirchen-Arbeit als Projekt, muss es aber dann auch entsprechende Gelder

geben. Die Hannoversche Landeskirche hat sich, weitsichtig wie sie ist, mit der Hanns-Lilie-Stiftung (mit 20 Millionen DM Kapital) eine Ressource geschaffen, mit der man - neben dem immer notwendigen Sponsoring - sowohl einzelne Vorhaben in der City selbst (nicht die Personalkosten) wie auch gesamtstädtische Projekte in allen anderen Gemeinden fördern, anregen und unterstützen kann.

2..

Aber wie ist das Gefüge "Stadt" oder "urbanes Leben" zu beschreiben, in dem die CityKirchen-Arbeit sich vollzieht? Ein urbanes Bewusstsein ist zu konstatieren, das sich bis weit in dörfliche Strukturen hinein erstreckt. Die Rolle der Medien dabei wäre noch ein eigenes Thema. In drei kurzen Skizzen will ich das zu umreißen suchen.

Soziologisch ist hier zu reden von dem zunehmenden Zerfall der städtischen Öffentlichkeit. Die griechische Idee der Polis, wonach die Stadt der Ort des friedlichen Zusammenlebens unterschiedlichster Menschen ist und Stadtkultur nur als gemeinsame Teilnahme der einander Fremden am öffentlichen Leben denkbar ist, will ich nicht länger beschwören. Auch die mittelalterliche Einheit eines christlichen Gemeinwesens will ich nur im Vorübergehen streifen. "Städte werden durch Barmherzigkeit zusammengehalten", hat der Pariser Theologe und Philosoph Petrus Abaelardus im 12. Jahrhundert gesagt. Der zunehmende Zerfall der städtischen Öffentlichkeit geht in der Neuzeit rasant vonstatten, hat aber seine ambivalenten Züge. Die Trennung von Moralität und Legalität gehört dazu-. Es kann nicht mehr alles vorgeschrieben und verordnet werden, was man zu glauben und zu leben hat. Wer wollte und könnte dahinter noch zurück? Reformation, Renaissance und Aufklärung, aber auch die Religionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts mit ihrer schließlichen Schadensbegrenzung sind in solchen Prozessen spürbar. Privatisierungsschübe greifen um sich, die den Einzelnen nach seiner Facon selig werden lassen. Die Balance zwischen dem Bürger und der Stadtgesellschaft kommt allerdings immer weiter aus dem Lot. Eine Ideologie der Intimität breitet sich aus. Die Öffentlichkeit gerät auf die Anklagebank, am Ende gar ins Abseits, weil sie in ihrer angeblichen Anonymität, Kälte und Entfremdung für alle Missstände der Gesellschaft verantwortlich sei. Von der "Tyrannei der Intimität" hat der Stadtsoziologe Richard Sennett in seinem grundlegenden Werk über "Verfall und Ende des öffentlichen Lebens in der Stadt" gesprochen. Familie, Nachbarschaft, Freundeskreis sind die Beziehungen, um die sich alles dreht. Ehe, Familie, Freundschaft, ja die eigene und persönliche Lebensgewissheit gerät so, auf sich selbst gestellt, in die Gefahr der Dauerüberforderung. Lebenskrisen lösen einander ab. Ja, ein radikaler Rückfall hinter die Stadtkultur droht in solcher Situation. Je enger der Kreis einer solchen Gemeinschaft wird, umso destruktiver wird die Erfahrung der Andersartigkeit. Unbekannte werden zu Außenseitern, die man übersieht oder, im schlimmsten Fall, sogar bekämpft. Die viel berufene und beklagte Spaltung der Stadt hat hier ihre Wurzeln.

Mit einem kurzen Blick auf die Kirchen will ich diese erste Skizze beenden. Die Kirchen, vor allem die protestantischen Kirchen, haben diesen Auszug aus der städtischen Öffentlichkeit mitgemacht, ja, haben ihn sogar vorangetrieben. Die Glaubens- und Gewissensentscheidung des zu Gott unmittelbaren Christen ("hier stehe ich, ich kann nicht anders"), die bei Luther noch tief in den Glauben der christlichen Gemeinde eingebunden war, ist offenbar mehr und mehr zu einem Rückzugselement aus der Öffentlichkeit geworden, bis hin zum möglichen Austritt aus der Institution Kirche selbst. Was angeblich den Glauben nicht tangiert. Die Kirchen selbst bieten auf Schritt und Tritt Beispiele ihrer Unfähigkeit, im öffentlichen Raum zu kommunizieren. Ich

kann es gar nicht sagen, wie sehr mich die geschlossenen Kirchentüren, vor denen ich in fast allen Städten und Orten in der Woche immer wieder stehe, in der Tiefe meines Herzens erregen. Ich kenne alle Argumente, die man zur Notwendigkeit des Abschließens von Kirchen vorbringen kann. Aber ich will und kann sie alle nicht akzeptieren. Geschlossene Kirchen sind mir ein Symbol geworden für den Rückzug der Kirche aus dem öffentlichen Raum in die vertraute, intime Sphäre. Kirchenräume sind weithin - von Ausnahmen, von Heiligabend vielleicht, abgesehen - keine öffentlichen Räume mehr. Und mein bitteres Urteil lautet: Man schließt die Kirchen ab, weil man sie als öffentlichen Raum, auch und gerade als Räume der möglichen Begegnung mit der Erfahrung Gottes, nicht mehr zu gestalten weiß. Deshalb gehört nicht nur die Forderung nach den offenen Kirchen zu den elementaren Voraussetzungen einer CityKirchen-Arbeit. Dies allein tut's wahrlich nicht. Vielmehr gehört zur Wiedergewinnung von Stadtkultur, über die ich am Ende noch einiges sagen werde, die Revitalisierung von öffentlichen Räumen als Orten einer möglichen Begegnung. Hier, in den Kirchen, sind die besonderen Orte der Suche nach der Wahrheit des Lebens im Gericht und in der Gnade Gottes, von der die Bibel redet. Wenn man nicht merkt, dass - wie die Russen sagen - "die Kirche arbeitet", dass in der Kirche als einem zugänglichen Ort Leben ist, dann kann ich sie vielleicht ja wirklich besser geschlossen lassen.

In die zweite Skizze dieser flächigen Hintergrundbeschreibung der Bedingung der Möglichkeit einer City-Kirchen-Arbeit gehört die Beobachtung, dass Stadterfahrung sich nicht primär an der Wirklichkeit von Stadt abarbeitet, sondern an dem, was man von ihr erzählt und wie man sie beschreibt.

Die ästhetische Wendung in der Philosophie und im gesamten Denken der Neuzeit ist damit angesprochen. Keine Sorge, ein Philosophie-Exkurs ist nicht meine Sache. Aber der fiktionale Charakter unserer Wirklichkeitserkenntnis ist seit Kant und der Philosophie des Idealismus zu einer selbstverständlichen Voraussetzung des alltäglichen Lebens geworden. Ich erkenne die Wirklichkeit nicht, wie sie ist, sondern wie sie mir erscheint, in ästhetischer Dimension. Wobei Aisthesis, Ästhetik diesen Doppelsinn von Erscheinung und Gestaltung hat.

Im Blick auf die Stadterfahrung und die kirchliche Arbeit in der Stadt ist dies in besonderer Weise greifbar. Die Stadt, als Ganze wie auch in ihren Teilen, ist unsichtbar geworden. Wer wagte es noch zu sagen, was Köln, was Düsseldorf, was Essen oder Oberhausen "ist"? Sie werden aus ihrer Stadt oder Ihrem Ort vielleicht noch Stadtbeschreibungen des 17./18. Jahrhunderts kennen, nach deren Lektüre man zu wissen meint, was diese Stadt damals gewesen ist - und was die Kirche in ihr war. Spätestens seit dem 18. Jahrhundert, in dem auch die Kunst die Wendung zur subjektiven Zusammensetzung von Wirklichkeit macht, ist das alles Fiktion geworden. Nicht nur der immer größer werdende Pluralismus der Lebenswelten, vor allem auch die Subjektivität der Weltansicht macht es unmöglich zu sagen, was diese Stadt denn eigentlich sei. Das Narrative, die Erzählungen ziehen ein in die Beschreibung der Stadt, und nur in den Geschichten einzelner Subjekte lässt sich noch, wenigstens partiell, verfolgen, was in der Stadt sich jetzt vollzieht. Orte, Räume werden mit Biographien verknüpft- denken Sie an Alfred Döblins "Berlin Alexanderplatz". Wobei seit Balzac sich dieses durchgesetzt hat, dass sich die Lebenszusammenhänge der Stadt nur in der Zuordnung konträrer Wirklichkeiten beschreiben lassenGlanz und Elend, Reichtum und Armut, Glück und Unglück, Einst und Jetzt. Nie abgeschlossen ist das alles, potentiell unendlich und nie in Gänze zu umgreifen. Die "Lesbarkeit" der Stadt, wie man das genannt hat, ist eine Aufgabe, vor der wir immer wieder wie Erstklässler erscheinen.

Ein Anderes kommt hinzu. Sigmund Freud ist es gewesen, der auf eine interessante Parallele aufmerksam gemacht hat. Er setzt die Lesbarkeit der Stadt in Parallele zur Lesbarkeit der Psyche. Vorgänge der Seele werden zum Paradigma von Stadterfahrungen, die Archäologie des Bewusstseins wird zum Experimentierfeld für die Lesbarkeit der Stadt. Die Stadt ist eine Schichtung der Zeiten. Gegenwärtige Stadterfahrung ist - potentiell wenigstens - bis zum Rand gefüllt von materialisierter Vergangenheit, die ins heutige Bewusstsein ragt. Wer durch die Städte geht, passiert Häuser, Denkmale, die Vergangenes gegenwärtig halten. Geht durch Straßen, die von mittelalterlichen Zünften oder kirchlichen Spitälern ihren Namen haben. All das ist nicht immer bewusst, aber es ist da. Es ist nichts untergegangen, was gewesen ist. Es ist allenfalls verdrängt - wie in der Psyche des Einzelnen -, und es ist dann nur die Frage, ob es eine statische oder eine dynamische Verdrängung ist. Stadterfahrung hat so, gerade als ständig aktive Erinnerungsarbeit, eine ausgesprochene Verknüpfungsdynamik. Eine Stadt sei eine "Traumlandschaft des historischen Sinnes", hat Walter Benjamin gesagt. Ist, wie im Traum, die Einheit der disparatesten Dinge, die mich als Flaneur wie ein Jäger auf die Spur des Verborgenen setzt.

Meine Quintessenz aus diesem zweiten Blick in den Hintergrund der City-Kirchen-Arbeit. Stadterfahrung ist eine Sache des Bewusstseins. Sie lebt in starkem Maße von dem, was man über sie denkt und sagt. Anders ist der große und ständig wachsende Stellenwert von Marketing-Strategien, von Stadtmarketing ja auch nicht zu erklären. In diesen Bewusstseinsprozess ist die City-Kirchen-Arbeit eingelagert. Wenn ich eine Stadtkirche in ihrer Arbeit beraten soll, nehme ich mir oft vorher einen ganzen Tag Zeit, um durch die Stadt zu laufen, die Kirchen und die Kontaktläden zu besuchen, auch ständig beliebige Leute in den Straßen zu fragen- Welche Kirche sollte ich mir ansehen, bitte schön? Und Warum? Die Reaktionen und Antworten sind erstaunlich, im negativen wie auch oft im positiven Sinne. Aber das ist ein eigenes Thema.

Missionarische Arbeit in der Stadt heißt für mich: Raum gewinnen, den Raum gestalten. Ja auch, den Raum erobern, den man verloren hat. Dies und vor allem im Bewusstsein der Menschen, um deren Glauben und Unglauben, um deren Wohl und Wehe und Heil und Unheil es geht. Es ist doch schon erstaunlich, dass der unübersehbar große Raum, den die Kirchen nicht nur in den Innenstädten im äußeren Sinn einnehmen, im umgekehrten Verhältnis steht zum Bewusstsein dessen, worum es dort geht, und auch im umgekehrten Verhältnis zu der Bedeutung, die die Kirche in den Städten faktisch spielt. Das Passagere, die Gebrauchswertorientierung, der EventCharakter, der der City-Kirchen-Arbeit zu Recht zugeschrieben wird, ist eben doch nur die eine Seite der Sache. Der innere Gehalt ist die Intensität und Tiefe, mit der sich eine sinnhafte Erfahrung einschreibt in das Bewusstsein der Stadt. Ist die Verknüpfungsdynamik, die sie reaktiviert und auslöst und die mit dem heutigen Ereignis, wenn es wirklich die Seele des Menschen erreicht, auch für das Bewusstsein von Stadterfahrung im Sinne eines Weges in die Stadt, die kommt (Hebräer 13), nicht vergessen und verloren ist.

3.

Meine dritte Skizze kreist um den immer neuen und nie zu beendigenden Versuch, eine Ortsund Aufgabenbestimmung für die Kirche selbst, also eine theologische Platzzuweisung für die City-Kirchen-Arbeit vorzunehmen. Das bisherige Ergebnis meiner Erfahrungen und

Überlegungen sei in einem Schlagwort vorweg benannt: In den "Bruchstellen menschlicher Subjektivität" (Grözinger) sehe ich die Arbeit der Kirchen in der Stadt angesiedelt.

Das Problem des "Subjekts" entsteht in der Neuzeit mit dem Gewissheitsproblem (siehe Descartes und Luther). Nun kann und will ich nicht die Geschichte der Subjektivität in der Neuzeit, gerade auch im Blick auf den Glauben und auf die Kirchen, im Vorbeigehen aufzuarbeiten suchen. Der leider so früh verstorbene Henning Luther hat in seinem Buch "Religion und Alltag" dazu einen respektablen Versuch gemacht. Zwischen dem machtförmigen Herrschaftsanspruch des Individuums Mensch, einem asozialen Individualismus und den Vermassungstendenzen, deren Verlockung man vor allen Dingen in den Großstädten vermutet, reicht die Spannweite des Denkens und Erlebens. Aber hinter die grundlegende Wendung zur Subjektivität, hinter die Identitätsfragen des Einzelnen, führt auch theologisch, bis in die Erwartungen an die Predigt hinein, kein Weg zurück. Entscheidend aber bleibt es, theologisch festzuhalten, dass das Subjekt Mensch sich vom Anderen her und auf den Anderen hin konstituiert. Dass der und die Andere, wie Emmanuel Levinas gesagt hat, die "Chance meines Lebens" wie auch der "Riss im Sein" bedeutet, in dem Gott begegnet oder in Frage steht. Die Würde des Subjekts besteht nicht in seiner selbstbestimmten Freiheit und seiner Aktivität, sondern in seiner Empfänglichkeit. Erwählung, diese spezifisch religiöse Erfahrung, bedeutet die Einsetzung in die "Nicht-Austauschbarkeit". Nicht primär in der Selbstbehauptung, sondern gerade in der Verwundbarkeit dem Anderen gegenüber wurzelt die Subjektivität des Menschen.

Dies ist, nach meinem Eindruck, der theologische Ort der City-Kirchen-Arbeit. Denn, das ist doch keine Frage- Auf der Schwelle zu einer multikulturellen Gesellschaft in der Stadt, in der Spannung zwischen Massengesellschaft und Individualisierung, zwischen Traditionsabbruch und neu entstehenden Sinn- und Bildwelten droht dem Subjekt Mensch Gefahr. Die oft genug verstörende Erlebniswelt der Stadt, der Zerfall der Zeichenwelten, in dem man nicht mehr begreift, was man sieht und was einen umgibt, ist unübersehbar. Fundamentalismus und Rechtsradikalismus, Banalisierung und Yuppie-Mentalität kommen nicht von ungefähr. "Die Suche nach dem Ziel hat sich erledigt", beschreibt Florian Illies mit Selbstironie das Grundgefühl der "Generation Golf". "Das hat schon was" wird zur Formel der Beeindruckbarkeit, aber auch der religiösen Beliebigkeit. Eben: In den "Bruchstellen menschlicher Subjektivität" ist die City-Kirchen-Arbeit zu Hause. Differenzerfahrungen sind wahrzunehmen und auszuhalten, eine "Kultur der Verschiedenheit" ist einzuüben. Deshalb die Wichtigkeit des Gesprächs mit den anderen Weltreligionen, die Auseinandersetzung mit Kunst, Theater, Film. Deshalb die Wahrnehmung bedrängender sozialer Fragen und die Herausforderung durch neue ethische und philosophische Entwicklungen. Nur in der Aufarbeitung der Differenzerfahrungen erweitert sich der Horizont des Einzelnen zum Bewusstsein des Lebens in der Stadt, und nur so kann eine vom Glauben gestützte Subjektivität entstehen, die die Welt und die Menschen nicht ausblendet, in der und mit denen sie lebt.

4.

Lassen Sie mich zum Abschluss meines Referates und in Unterstützung der von Ihnen zu behandelnden Synodalvorlage "Kirche in der City" noch drei Punkte herausheben. "Die unter dem Wort Gottes versammelte Gemeinde", das ist das Leitbild von Kirche und Gemeinde, unter dem wir alle in der Kirche stehen und leben und arbeiten und Sie hier, in der direkten Nachfolge der Barmer Synode, ganz besonders. Automatisch ist von uns allen dabei die Gemeinde als Raum der Intimität, der Überschaubarkeit, der Ganzheitlichkeit von Leib und Seele mitgedacht.

Dies wird weiterhin eine wichtige, sicherlich die wichtigste, aber bei weitem nicht mehr die einzige Form von Gemeinde bleiben. City-Kirchen-Arbeit, das haben Sie sicher aus meinem ganzen Vortrag herausgehört, beginnt dort, wo eine Gemeinde oder eine Mitarbeiterschaft auf Dauer oder auf Zeit in einen Raum hinaustritt, der nicht mehr intim und überschaubar und nicht mehr automatisch ganzheitlich ist. Deshalb folgende zugespitzten Thesen:

1 . City-Kirchen-Arbeit ist Einübung in Stadtkultur. Dass wir wenigstens annäherungsweise so etwas wie Stadtkultur bei den immer gravierender werdenden Problemen der Stadt durchhalten und wiedergewinnen, davon wird das Leben der Menschen in den Städten von morgen entscheidend abhängen. Stadtkultur bedeutet, ein Verhalten anderen Menschen gegenüber zu praktizieren, das ich mir selbst vom Anderen her wünsche. Das ist das Grundelement der öffentlichen Tugend, die in der Goldenen Regel tief im Alten wie im Neuen Testament verankert ist. Stadtkultur heißt, Rollen zu übernehmen, die losgelöst sind von ungleichen Lebensbedingungen und die den Anderen in der Rolle akzeptieren, in der er oder sie mir gegenübertritt. Stadtkultur heißt auch, Masken zu tragen, die gerade dadurch Gemeinschaft und Geselligkeit ermöglichen, dass wir die Anderen nicht mit der Totalität meiner Probleme, meiner Persönlichkeitsstruktur und meiner Gefühlslage überschütten. Dies bleibt die Grundstruktur von Stadt: Über Distanzen hinweg gesellschaftliche Beziehungen zu Fremden aufzunehmen. Stadtkultur einzuüben oder zurückzugewinnen würde bedeuten ' die Stadt als eine Bühne neu zu sehen, die als theatrum mundi, als Welttheater die Aufforderung zur Selbstdistanzierung verbindet mit der Erprobung situativer Verhaltensformen, die zu überraschender, aber selten zu dauerhafter Gemeinschaft führen. So wie das Kind im Spiel vorwegnimmt, was es später sein wird. Teilnahme an Ritualen, auch und gerade an religiösen Ritualen ist ein solches Spielelement, und es kommt wohl nicht von ungefähr, dass sich solche Rituale, bis hin zu den Sternmärschen der Vergangenheit und den Sternsängern der Gegenwart, immer stärker in die Öffentlichkeit hinein bewegen. Die Menschen in der Stadt lechzen geradezu nach einer öffentlich lebhaften Stadtkultur, die in der Dauerfestivalisierung, die unsere Städte gegenwärtig überzieht, ein weithin ungeeignetes - weil vielfach geistloses - Ventil findet.

Ich will Ihnen für diese Sehnsucht nach der Stadtkultur ein kirchliches Beispiel geben. Ich könnte die Diakonie wählen. Die Diakonie ist immer mehr, entgegen ihrer Legitimationsbehauptung als ganzheitlicher Aktion, eine Einübung in Stadtkultur geworden und ist darum nicht weniger wichtig als je zuvor. "Städte werden durch Barmherzigkeit zusammengehalten", das gilt noch immer und immer mehr. Ich wähle aber ein Beispiel, das Sie überraschen wird. Ich habe kürzlich Anlass gehabt, die Arbeit der Telefonseelsorge in den Städten näher zu untersuchen. Als seelsorgerliche Stütze im Bereich der intimen Erfahrungen von Ehe und Familie, als Krisenintervention im Umfeld grundlegender Lebens- und Glaubensfragen des Einzelnen ist, mit diesem intimen Medium des Telefons, die Telefonseelsorge entstanden und hat sich enorm entwickelt. Das Idealbild eines Beratungsprozesses stand dabei vor Augen: Ein Mensch, der in persönlicher Not ist, findet einen, der zuhört und begleitet, möglichst dieselbe Beraterin über eine längere Zeit hinweg.

Da machen sich in der Telefonseelsorge in den letzten Jahren immer stärker die Daueranrufer breit. Bis zu 50 % der Anrufe seien Daueranrufer, die internen Schätzungen gehen sogar auf 70%. Da rufen Menschen an, psychisch gestört wahrscheinlich einige, aber längst nicht alle: Die haben ein ungeheures Bedürfnis, mit Fremden zu reden. Menschen, die nicht danach fragen, ob der Gesprächspartner von heute auch der von gestern ist. Masken tragen die Anrufer oft, man weiß als Telefonseelsorgerin manchmal nicht, erzählt er die Wahrheit oder

baut er ein Schloss von Täuschungen auf. Ein Telefonseelsorger sagte- Der Mann ließ zunächst nichts von sich erkennen, mit Stereotypen fing er an. Dann machte er langsam seine Wohnung auf. Nicht das ganze Haus, nein, einen Raum, dahinter war ein anderer, den ich nie vermutet hätte. Es war ein ganz langsamer Gang durch Teile seiner Lebenswohnung, von der mir am Ende immer noch vieles verborgen blieb. Telefonseelsorge ist heute, so meine Diagnose, in erheblichem Umfang Einübung in Stadtkultur geworden, und sie ist in dieser Funktion wichtiger als vieles, was sonst in der Stadt geschieht. Einübung in die öffentliche Tugend, als Fremde miteinander zu reden, statt sich oder den Anderen umzubringen. So wie es eine Anruferin formulierte: Ich rede mit ihnen, damit ich das Sprechen nicht verlerne. Menschsein ist Hoffnung, gehört zu werden, gerade auch von denen, die mir nicht durch Nähe oder Verpflichtung eng verbunden sind.

2. Meine zweite These zur City-Kirchen-Arbeit lautet: Die ehrenamtlichen und hauptamtlichen Mitarbeiter müssen sich gerade hier, in diesem Feld der Anonymität, viel mehr in einem öffentlichen Amt sehen und verstehen, als dies bisher geschieht. Synodale, Kirchenälteste, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Pastorinnen und Pastoren sind in einem öffentlichen Amt und halten gerade dort, wo man nicht genau weiß, wofür sie stehen, ihren Kopf für die Sache hin, die sie vertreten. Ich werde es nie begreifen, warum etwa auf den Gottesdienstzetteln allenfalls die Pastorin und der Kirchenmusiker, aber fast nie die Lektorinnen und Lektoren, fast nie der Küster mit Namen erwähnt wird, der so entscheidend für die Stimmung ist, mit der man eine Kirche betritt. Namen- und Funktionsschilder wären das Mindeste, was man erwarten könnte. Lernen muss man es freilich dann auch, in dieser vagabundierenden Öffentlichkeit zu kommunizieren bis zu den Medien hin. Ironie erscheint nach außen als Sprache der Unverbindlichkeit, ist aber oft die leise Frage, ob jemand auch auf dieser Ebene mit mir reden will und mir den Raum gibt, dann auch noch mehr und Persönlicheres zu sagen.

Ich will auch hier eine eigene Erfahrung weitergeben. Als ich vor drei Jahren in den Ruhestand ging und nachts einmal wieder wach lag, um die letzten Wochen im Amt noch einmal durchzudenken, kam mir die Idee, ich könnte für einige Tage mein Amtszimmer in die Marktkirche verlegen und dort von morgens bis abends zu sprechen sein. Die Zeitungen kündigten dies auch vernünftig an. Mit Zittern und Zagen ging ich, mit einem Stapel Bücher für die voraussehbare Leerzeit versehen, zur vereinbarten Stunde in die Kirche und setzte mich an einen Tisch. Es kam völlig anders, als ich befürchtet hatte. Ich glaube, ich habe in diesen drei Tagen nicht eine einzige Seite lesen können. Sogar mit Warteschleifen ging das vor sich. Junge und alte Menschen, Beschimpfungen und Freundlichkeiten, Seelsorgegespräche und Informationsgespräche, Führungen in der Kirche und Gebete. Die Bettler, die ihren Standort vor der Marktkirchentür als dem lukrativsten Bettelort der Stadt oft genug mit Gewalt verteidigen, setzten sich - zumindest einige - ebenfalls auf diesen Stuhl. Und ich habe gedacht: Was muss das für ein Bedürfnis bei vielen Menschen sein, ohne Voranmeldung und Sekretärin und Terminabsprache einfach mit jemandem von der Kirche reden zu können, wenn einem danach zumute ist.

3. Meine dritte These orientiert sich an der Beobachtung, dass sich die City-Kirchen-Arbeit in besonderer Weise der Kunst, insbesondere auch der modernen Kunst aufschließt: Der Bildenden Kunst, dem Tanz, der Musik, gelegentlich sogar dem Film. Sie wird dann auch die Kirche als einen eigenen kulturellen Raum verstehen. Damit aber nimmt sie teil an der Eigenart ästhetischer Erfahrung, die von struktureller Unabgeschlossenheit und Vieldeutigkeit bestimmt ist. Ästhetische Erfahrung ist im Kern ihres Selbstverständnisses mehr an der Anregung von

Fragen interessiert als an ihrer Beantwortung, mehr an der Irritation als an der Beruhigung, mehr an der Sinnsuche als an der Sinnvermittlung. Damit aber tritt sie in Spannung zu der Positionalität von Kirche, die ich ebenfalls für unaufgebbar halte.

Darum lautet meine dritte These: Nur in einer lebendigen und nachvollziehbaren Spannung zwischen Kult und Kultur erfüllt die Kirche in der Öffentlichkeit einer City ihren Auftrag für die Menschen. Man kann auf beiden Seiten hier vom Pferde fallen. Eine Kirche, die sich den Kulturströmungen der Zeit entzieht, die sich selbst mit ihrer Tradition genug ist, erfüllt ihren Auftrag gerade für Menschen, die an vielen Orten zu Hause sind, in keiner Weise mehr. Geistige Herausforderungen sind gefragt, natürlich auch mit den Menschen, die sich ihnen stellen, die mich in Besinnung und Dialog hineinzuziehen in der Lage sind. Auf der anderen Seite: Eine Kirche, die ihre Beziehung zum Kult, zur Anbetung, zum Gottesdienst löst, die nur noch ein Kulturort (oder auch ein Sozialort) wie viele andere ist, wird alsbald - dessen bin ich sicher - ihre Faszination und ihre Tiefenstruktur verlieren. Die Banalisierung des Tourismusbetriebes, auch die Banalisierung des Kulturbetriebes mit Vernissagen und Finissagen spricht da Bände. Es ist dann fast schon eine Ironie der gegenwärtigen City-Kirchen-Arbeit zu nennen, wenn der Dean von Westminster Abbey vor einigen Jahren ein (relativ hohes) Eintrittsgeld für die Besichtigung der Kirche eingeführt hat, um eine aufmerksame Besichtigung der Kirche und - um die stündlichen Gebetszeiten an Wochentagen zu ermöglichen.

Damit bin ich fast am Ende. Eine analytische Bemerkung zu meinem Eingangsbeispiel von der Apostelkirche in Hannover hatte ich ihnen noch versprochen. Ich habe den Eindruck, dass der „Garten Eden“ damals im EXPO-Jahr 2000 in hohem Maße die gegenwärtige Befindlichkeit des Menschen in der Großstadt getroffen hat. Kirche begegnete ihm hier nicht in der perfekten Gestalt der Glaubenssysteme der Vergangenheit, wie sie in der Architektur der Kirchen ihren Ausdruck gefunden hat. Kirche war hier angesiedelt in den Bruchstellen heutiger Existenz, ohne den Horizont auf eine umgreifende Wirklichkeit aufzugeben. Die Nahtstellen etwa zwischen Natur und Geist, zwischen Stadt und Land, Natur und Technik, Lärm und Stille. Im „Garten Eden“ war die Sehnsucht des Menschen nach der Einheit, Reinheit, Unverletzlichkeit und Würde des Menschen festgehalten, und dies im Kontext des zerbrochenen, aber doch geretteten Lebens, auf das die Kirche und das Kreuz verweisen. Ich habe in jener Zeit gelegentlich den „Faust“ zitiert mit seinen Worten des Osterspaziergangs: „Zufrieden iauchzet Groß und Klein, hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein“.

Bei der Eröffnung einer Ausstellung in der Marktkirche von Hannover hat der Direktor des Barlach-Museums in Wedel kürzlich bemerkt: Die Kirchen stünden in der Stadt „heute im Bewusstsein vieler Menschen nicht mehr für das eingelöste, sondern für das uneingelöste Versprechen“. Das ist scharfsinnig gesehen und sicherlich wahr. Aber die Kirchen mit ihrer Arbeit sind immerhin, auch und gerade im Bewusstsein vieler Menschen, ein Versprechen. Und so lassen Sie uns diesem Versprechen auf der Spur bleiben- Miteinander nach einer Stadt zu suchen und sie hier und da immer wieder auch zu finden, in der - Gott nahe ist.